Offener Schreibebrief von Lizzie Hansstengel.

No. 22. Bei die harte Zeite wo alles so ecksepensief is, do denkt mer an alles, wie mer sehfe kann mitaus daß mer schlechter lewe duht; bikahs do hen ich immer dazu gesehn, daß mer e diesentes Dinner un e diesentes Sopper hen. Der Philipp, was mein Hosband is, der klehmt immer, daß er nit viel um's esse gewwe deht, so lang als es gut un plentie is, do duht er nit kicke. Miet brauch er auch nur zweimal am Dag un wann ich dann noch ebbes in die Lein von Wetschetebbels dabei hen, dann is er sattisfeit. Die Buwe die gleiche schon mehr e bische fanzie, so in die Lein von Puddings odder eingen süße Disch. Off Kohrs misse se auch manchmal mitaus duhn, awwer wann ich emol en Pudding hen, dann muß ich gleich en Waichtobb voll mache. Well, do sin ich ja ganz von meine Storie abkomme. Also ich hen immer driwwer nachgedenkt, daß mer e wenig mehr sehfe könnte un ich hen gedenkt, es wär mehbie gar so keine schlechte Eidie nit, wann mer den Stoff wo mer viel von brauche duht, hohlsehl kaufe deht. In die erschte Lein juhse mir en ganze Peil Brot. Sell kann mer off Kohrs nit hohlsehl kaufe, bikahs das deht stehl wer'n. Dann sin die Potehtos, wo mer am Mehrschte juhse. Die hen ich immer plentie im Haus un ich kriege se von en Farmer, wo ich schon lange Jahre kenne duhn un wo ich dran diepende kann. Die größte Ecksvenz is for Miet; ich hen schon gedenkt, daß mer sich ja mehbie e wenig Kättel halte könnt, awwer wie ich die Sach den zweite Gedanke gewwe hen, do hen ich zu mich gesproche: mir hen die viele Kids un den Phil un wann mer do noch mehr Kättel in den Haus hawwe sollt, das wär doch zu viel Batter un Trubel. Ich hen auch emol mit die Wedesweiler'n gesproche. Die is in alle Sache, wo ebbes gesehft kann werde, arig schmart. Ja, hot die Wedesweilern gesagt, mir hen ja e arig schmale Fämilie, awwer dieselwe Zeit brauche mir doch e ganze Latt. Denkst du, mir könnte bei die harte Zeite so en forschtkläß Lonsch uffsetze, wann mir bei das Einkaufe nit sehfe dehte? Das is recht, hen ich gesagt, awwer wie duht Ihr's denn mache? hen ich gesagt. Un do hot se mich dann verzählt, daß der Wedesweiler alle Morgen in die Früh uff den Markt gehn deht un sell wär der Platz, wo mer Bargens kriege deht. O, jehs, sagt se, wann mir in die Stohrs gehn dehte un dehte den hohe Preis bezahle, dann könnte mir so kein Lunch erfordern. Die Geschicht hot mich denke mache. Was die Wedesweilern kann, das köne mir auch un ich will emol sehn, ob mir kein Geld sehfe könne. Am Owend hen ich zu den Philipp gesagt, daß ich hawwe wollt, daß er for mich Morgens uff den Market geht deht un Miet kaufe deht. Was? hot der Philipp gesagt, do müßt ich awwer doch en ganz verdollter Fuhl sein. Ich hen awwer so lang mit ihn getahkt, bis er gesagt hot, ahlrecht, dann wollt er emol treie. Am Morgen um 6 Uhr hen ich ihn getahlt, for daß er uffstehn deht, awwer es war fascht e ganze Stund, befor daß er fertig war. Ich hen ihn e Buschelbäskett gewwe un hen ihn gesagt, er sollt mich sicks Paunds vom Romp bringe. Wanne r en schöne Hähm finne deht, sollt er ihn auch mitbringe, awwer er mißt liehn sein, bikahs mir gewwe all nicks for den fette Stoff. Bieseids das sollt er auch noch e Kochend Biens bringe un mehbie er könnt auch e wenig Kallislauer bringe, dann sollt er awwer auch nit vergesse, mich Onnjiens mitzubringe, un e paar Kuhkummere. Wann er grad schöne Biskitts sehn deht, dann soll er zwei Dotzend mitbringe, wann die Kids Biskits hawwe, dann esse se kein Brot un so lang iche dabei sin, derfe se sich auch kei Butter druff schmiere. Der Philipp hot er arig dummes Gesicht gemacht, hot mich awwer doch gepramist, daß er alles gut besorge wollt. Wie er schon autseit das Haus war, hen ich ihn noch zugerufe, wann er schöne Watermellens odder Muschmellens sehn deht, dann könnt er auch e paar mitbringe. Wie er fort war, do hen ich mich hingesetzt un hen ausgefickert, was der Stoff all in den Stohr koste deht un den Weg hen ich dann später ausfinne wolle, wieviel ich gesehft hen. Ich hen mich gefreit wie alles, daß ich den Philipp endlich soweit gehabt hen, daß er en Interescht for Sehfings kriegt hat. Well, ich ken gar nit abwarte könne, bis er widder komme is un ich kann Ihne sage, er hot mich lang genug warte losse. Es is schon fascht elf Uhr gewese un die Kids sin grad aus die Schul heim komme, do hör'n ich uff emol in die Jahrd e Tiem. Ich sin ans Fenster gesterzt un hen geguckt, weil ich doch hen ausfinne wolle, was die Mätter war. Es is e Wage gewese un der Philipp hot owwe druff gesotze. Wie der Blitz sin ich autseit gewese un was wer'n Se denke, der Philipp hot das ganze Wägelche voll Stoff gehabt. Er hot alles gehabt, was ich gewollt hen, blos von allem zuviel. Er hot Kallislauer dehabt, wo mer die ganze Woch genug dran gehabt hen, Onnjiens, daß ich in e ganzes Jahr keine mehr zu kaufe brauch, e ganzes Dutzend Watermellens, wenigstens fünf un zwanzig Paunds Bief, Biens genug for e Bohrdinghaus mit dreißig Bohrders un so fort. For Hewwensehks, hen ich gesagt, was host du gedahn? Well, hot er gesagt, sell is der einzige Weg, wie ich die Sache billig hen kriege könne. ganze Schuhtingmätsch tost blos fiwwezehn Dahler un zwei Schilling un ich denke, ich hen en Bargen gestrocke." Ich hen kein Wort gesagt, awwer inseit hen ich blutige Thräne gegreint. Denke Se emol, in zwei Dage ware mer sick un teiert von den Kallislauer, in drei Dag hen die Buwe und der Philipp von die Watermellens Dihpepsia gehabt un am siebte Dag hen ich das ganze Gelumps in die Garbetschkänn geschmisse. Es is fonnie, daß ich nit sehfe kann, ich denke, ich wer'n die Geschicht emol selbst täckele. Mit beste Riegards Juhrs

Lizzie Hansstengel.

Wirthshausschilder von ehedem.

Auch die Wirthshausschilder haben eine Geschichte, wenigstens viele der älteren. Von dem berühmten holländischen Porträtmaler van Eynen (gest. 1812) wird erzählt, daß er als junger Mann nach seiner Rückkehr von Italien in Amsterdam keine Verwandten hatte und ein Gasthaus aufsuchte. Nachdem er den Staub von seinen Reisekleidern geschüttelt hatte, ging er in die Gaststube und verlangte eine Flasche Wein, die ihm von dem Wirthstöchterlein gebracht wurde, das sehr traurig aussah. Der Maler kam bald in ein Gespräch mit dem jungen Mädchen und fragte sie nach dem Grunde ihrer Traurigkeit. Und da er so treuherzig zu dem Mädchen sprach, so schüttete sie ihm ihr banges Herz aus. Das Gasthaus, das seit langen Jahren bestehe, gehe immer mehr zurück. Die Gaststube werde fast gar nicht mehr besucht. Der Vater, der früher vermögend gewesen sei, wenn das nur noch kurze Zeit so fortgehe, nahe daran, das ganze Vermögen zu verlieren. Der Maler hörte die beweglichen Klagen des Mädchens an. Dann sagte er: „Ich will einmal nachdenken, wie dem abzuhelfen ist." Und van Eynen dachte darüber nach und sein Nachdenken hatte Erfolg. Mit seiner Kunst wollte er dem verlassenen Gasthause wieder aufhelfen.

Er richtete sich den Boden des Gasthauses zu einem Atelier ein und malte dem Wirth ein neues Hausschild, das bald an der Thür des alten Gasthauses prangte. Es stellte einen Reiter dar, der genau die Züge des Wirthes trug und, den einen Fuß im Steigbügel haltend, sich vergeblich bemühte, in den Sattel zu springen. Unter dem Bilde aber standen die Worte: „Helpt, myne Herren, ick fall van't Peard." (Helfen Sie, meine Herren, ich falle vom Pferde.) Das Schild ward am Hause angebracht, und wie der Maler vermuthet hatte, so kam es: das Schild, ein echtes Kunstwerk, brachte das Gasthaus bald wieder in Ruf. Erst sah man sich das Bild an, dann ging man in's Gasthaus, um zu hören, von welchem Maler es geschaffen, und nie vorher hatte das Gasthaus so viele Gäste gesehen, als jetzt. Und nicht lange dauerte es auch, da war van Eynen ein berühmter Maler, den die reichen Amsterdamer Kaufherrn mit Aufträgen überschütteten, und wieder nach geraumer Zeit war das wohlhabende Gastwirthstöchterlein und der berühmte Maler ein glückliches Ehepaar. Eines Tages aber kaufte ein Kunsthändler im Auftrage eines reichen Amerikaners das Gasthausschild um eine hohe Summe und van Eynen malte seinem Schwiegervater ein neues Schild, das einen fest im Sattel eines muthigen Pferdes sitzenden Reiter mit den Zügen des Wirthes darstellte, darunter standen die Worte: „Ick fall hast-hast! Dank, myne Herren, nun sit't ick fast." (Ich war meinem Fallen sehr nahe; Dank, meine Herren, nun sitze ich fest.)

Was sie früher waren.

Ueber den Lebenslauf berühmter Künstlerinnen wird Folgendes berichtet: Fr. Stella Hohenfels, dem Stern des Hofburg-Theaters in Wien, wird es keinen Eintrag thun, wenn wir erzählen, daß sie direkt aus der Confections-Branche in einem Geschäft der Leipziger Straße in Berlin austrat und ohne dramatische Vorschulung am Berliner „National-Theater" als Louise in „Kabale und Liebe" mit glänzendem Erfolge auftrat. Mme. Rejane (eigentlich Reja) war, ehe sie das Conservatorium in Paris besuchte — Telegraphistin mit 25 Francs Monatsgehalt. Die berühmte englische Tragödin Mrs. Beerbohm Tree war Uebersetzerin für englische Blätter, zeitweise auch Telephondame. In ihrer Jugend ging es ihr sehr schlecht, sie hausirte gleich der großen Tragödin Rachel mit Streichhölzern und Blumen in den Kaffeehäusern. Die berühmte Pauline Lucca war bekanntlich Nähmamsell; Charlotte Wolter übte das gleiche Handwerk. Adeline Patti wollte Zircusreiterin werden. Mrs. Langtrey, ein Liebling der Londoner, war — Milchpächterin, betreibt auch jetzt noch gern die Landwirthschaft in den Feiertagen. Die verstorbene Helene Schneeberger, die Gattin Hartmann's, von der Wiener Hofburg hat in Mannheim als Modistin Unterricht genossen. — Man sieht, der Weg zu den Höhen der Kunst zeigt oft wundersame Biegungen.

Sumpfblüthe der Cultur.

Wie die Spielbank von Monte Carlo entstand.

Eine Erscheinung eigenster Art, eine üppig gediehene Sumpfblüthe der Cultur des 19. Jahrhunderts ist die Entwickelungsgeschichte der Stadt Monaco, die sich innerhalb dreißig Jahre aus einem ärmlichen Dorf mit 600 Seelen in eine nach ihrer Art einzige Residenz mit 20,000 Einwohnern, aus einem öden Felsennest in eines der reizendsten Paradiese des Erdballs — und zwar nur durch das Laster des Spiels entwickelt hat.

Bis zum Jahre 1848 umfaßte das Fürstenthum Monaco drei Gemeinden, die Städtchen, eigentlich Dörfer, Monaco, Mentone und Roquebrune, die von den Grimaldis unter dem nominellen Protectorate der Könige von Sardinien regiert wurden. Diese Regierung bestand unter dem Fürsten Honore V., dem Großvater Karls III., der die Spielbank einführte, darin, daß der Fürst in Paris lebte und sein Land an einen Intendanten verpachtet hatte. Dieser wieder regierte durch ein Monopol auf Mehl und Futterfrucht, welches die Einwohner nur bei ihm kaufen durften. Jeder, der anderes Mehl oder Brot aus anderem Mehl verbrauchte, wurde ins Gefängniß gesteckt und erst nach schweren Geldbußen wieder freigelassen.

Als nach dem Tode Honores V. sein Sohn Florestan I. die Regierung antrat, war die Bevölkerung durch die Wirthschaft des Intendanten so in Wuth gebracht, daß dieser fliehen und der junge Fürst seine Unterthanen mit Wein und Weißbrot beschenken mußte, um einer Revolte vorzubeugen. Zugleich wurde das Monopol abgeschafft, und es gab keine Steuern mehr. Damit hatten aber auch die Einkünfte des Fürsten aus seinem Fürstenthum ein Ende. Das war nun um so unleidlicher, als Florestan I. in seinem Palaste residiren wollte, in einem Palaste, dessen Thüren in den rostigen Angeln knarrten, durch dessen Dach der Regen die Zimmer überschwemmte, in dessen Gängen Tausende von Spatzen nisteten.

Von Jahr zu Jahr führte Florestan neue Abgaben wieder ein und ging daran, aus ihren Erträgen den baufälligen Palast wieder bewohnbar zu machen. Da kam das Revolutionsjahr 1848 und mit ihm die Einführung von Verfassungen mit Volksvertretung, Ministerverantwortlichkeit etc. in den meisten Staaten Europas. Auch Florestan bewilligte den unruhigen Bürgern von Mentone und Roquebrune eine höchst liberale Verfassung. Die treuen Monegassen hatten derlei Dinge nicht verlangt. Am nächsten Morgen aber lasen die Leute in Mentone und Roquebrune Anschläge auf den Mauern, die ihnen mittheilten, der Fürst habe sich die Sache überlegt, und mit der Verfassung wäre es vorläufig nichts. Wüthend darüber, sandten die Enttäuschten eine Deputation zu Cavour, dem Minister Sardiniens, und verlangten den Anschluß an das Königreich Sardinien. Erst als Napoleon III. Nizza annectirte, kamen auch Mentone und Roquebrune zwar nicht zu Italien, wie die mit „Ja" optirenden Einwohner glaubten, aber zu Frankreich. Drei Jahre vorher war Florestan gestorben und Karl III. Fürst von Monaco geworden.

Dieser junge, elegante Fürst hatte nun den bringendsten Wunsch, auch als Fürst die entsprechenden Einkünfte zu genießen, und obwohl ihm Napoleon für die annectirten Städte Mentone und Roquebrune eine Rente von vier Millionen gewährte, die ihm ein Hofhaltung und die endliche Restaurirung des Schlosses ermöglichte, so dachte der speculative Fürst doch auch an die Zukunft. Seine Regierungsidee war — die Spielbank. Er ließ an die bedeutendsten Inhaber von Spielbanken in Europa schreiben, ließ die verlockendsten Promemorias aufsetzen, aber keiner fand sich, der in das von Orangen- und Olivenwäldern umrahmte wüste Felsennest ein Capital stecken wollte.

Der erste Waghals war der Spielhalter einer Frau Pasteur, die in Paris einen Spielsalon hatte und ihren Geschäftsführer mit etlichen tausend Francs nach Monaco schickte. Der Aermste erschrak sehr bei seiner Ankunft. Am Ufer unten fand er zwei Fischerhütten, auf dem Platze, wo heute das Casino steht, drei Scheunen; ein wahrer Marterweg, auf dem die Wagen stets schwankten, führte längs des Ufers und von diesem zur Höhe. Daval — so hieß der Mann — miethete ein Haus gegenüber dem Schlosse, das heute als Kaserne der fürstlichen Garde dient, und richtete dort in einem bescheidenen Saale zwei Spieltische für Roulette und Trente et Quarante ein. Im Nebensaale concertirten einige Musiker, Kellner aus Nizza und Leute, die man aus andern Spielhöllen hinausgeworfen hatte, fungirten als Croupiers.

Jeder Gast war willkommen. Die Einsätze bestanden aus Spielmarken zu zwei Francs, die man beim Eintritt kaufte und die den Glücklichen, die davon beim Fortgehen noch besaßen, wieder in Baarem ausbezahlt wurden. Wenn in der Bank kein Geld mehr war, wurde das Spiel abgebrochen. Die bescheidenen Kneipen und Gasthäuser des Ortes mit ihren schmutzigen, ungedeckten Tischen machten den Aufenthalt jedem unmöglich, der irgend an Bequemlichkeit gewöhnt war, und man mußte vom Spielteufel völlig besessen sein, um von Nizza in einem Fischerboote nach Monaco zu fahren und dort vom Ufer in die Höhe zu klettern, ohne im Orte eine nur halbwegs anständige Verpflegung, geschweige denn ein reines Bett finden zu können. Da halfen die schönsten Prospecte, die man über ganz Europa ausschickte, nichts. Daval gerieth zwar nicht in Concurs, aber er gab den aussichtslosen Kampf auf.

Indessen war doch der Name Monaco bekannt geworden, die Spieler kamen häufiger und zahlreicher, und Geld kam in das Ländchen. Kaum hatte Daval das Weite gesucht, so meldete sich schon, mit reichlicheren Mitteln von einer Madame Grivois in Paris ausgerüstet, ein neuer Spielpächter, Herr Lefebvre. Die Sache hatte schon besseres Aussehen. Die Bank spielte mit 30,000 Fr. Einsatz, gut gekleidete Inspectoren überwachten das Spiel, und ein wirkliches Dampfschiff, der „Charles III.", vermittelte den Verkehr mit Nizza. Der Fürst selbst kam allwöchentlich einmal in den Spielsaal und wagte persönlich vier bis fünf kleine Einsätze. Nach einigen Monaten schon war der Weg nach Monaco bekannter geworden, und die Spieler kamen aus Marseille, Lyon, Genf und Turin. Der Ruf der Spielplätze in Baden-Baden und Homburg förderte auch das Unternehmen in Monaco, und die französische Polizei that nichts, um das Aufblühen des Spieles in der Nachbarschaft Nizzas zu stören. Bald wurde der Raum im alten Spielsaale zu eng. Lefebvre und Madame Grivois kauften einen Bauplatz auf einem benachbarten Felsen, dem heutigen Monte-Carlo. Damals war das Terrain dort so billig, daß der Graf Gastaldi, der heutige Bürgermeister von Monaco, einen Theil des Grundes, auf dem heute das Hotel Beau Rivage steht, einem Freunde für ein Diner zu zwölf Gedecken schenkte. Bald darauf kostete dort das Quadratmeter 400—500 Fr. und wird heute noch viel höher bewerthet. Schon erhoben sich die ersten Mauern des Casinos, als die Spielpächter Lefebvre und Frau Grivois von dem Manne abgelöst wurden, der als der eigentliche Begründer von Monte-Carlo anzusehen ist: Herrn Blanc. Das geschah im April 1863.

Blanc kam aus Homburg, wo er in kurzer Zeit als Spielpächter ein Vermögen von 15 bis 20 Millionen gemacht hatte. Der Mann war von den Chancen, die Monaco bot, fest überzeugt und begann sein Unternehmen gleich im größten Stile. Zunächst zahlte er dem Fürsten die Summe von 1,700,000 Fr. baar, verpflichtete sich, Bauten im Werthe von sieben Millionen herzustellen, das fürstliche Schloß völlig zu restauriren, und übernahm alle Steuern im Fürstenthum zur Selbstzahlung. Der Fürst ertheilte dafür die Concession des Spiels und sollte, falls der Vertrag nicht erneuert würde, in den Besitz des gesammten beweglichen und unbeweglichen Eigenthums der Spielbank treten. Nun floß das Capital in breiten Strömen dem kaum erst bekannt gewordenen Orte zu. Während zehn Jahre verdoppelten sich jährlich die Grundwerthe. Mit dem Casino erstanden das Hotel de Paris und im ersten Jahre 10, im nächsten 20, im dritten Jahre 50 Häuser in der Umgebung. Der erste Spielsaal in Monte-Carlo war jener große Quadratraum mit orientalischer Decoration, in dem heute die Roulettetische stehen. Während um diesen Saal herum noch gebaut und gehämmert wurde, entstanden die Zaubergärten Monte-Carlos mit ihrer in Europa unerreichten Pracht. Im Jahre 1868 wurde unter Aufwand ungeheurer Kosten die Eisenbahn von Nizza nach Monte-Carlo hergestellt, die auf einer Strecke von 11 Meilen zehn Tunnels erfordert. Diese Eisenbahn brachte die Spieler zu Tausenden von den Orten der Riviera, und vollendet wurde das Aufblühen des Ortes durch den Krieg von 1870 und die ihm folgende Aufhebung der Spielbanken in Homburg und Baden-Baden, die bisher noch immer ernste Concurrenten Monte-Carlos gewesen waren. Der Aufschwung Monte-Carlos ließ auch nach 1870 das Theater dort erstehen, welches Charles Garnier, der Erbauer der Großen Oper in Paris, aufrichtete und zu dem Blanc 5 Millionen Francs beisteuerte.

Einer der bedeutendsten Mithelfer Blancs war sein Director Doineau. Dieser Mann war früher Hauptmann in der französischen Armee und hatte eine sehr dunkle Vergangenheit. Er soll als Straßenräuber beim Ueberfall eines Postwagens in Algier verhaftet und vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt worden sein. Es scheint, daß Doineau nur den Sündenbock für Höhergestellte abgab; er wurde von Napoleon unter der Bedingung begnadigt, daß er Frankreich verlasse, und hat in Monaco durch Intelligenz und rücksichtslose Energie, namentlich den italienischen Arbeitern gegenüber, sehr Tüchtiges geleistet. Im Jahre 1870 mußte ihn Blanc entlassen. Die Arbeiter hatten von Doineaus Vorleben gehört und wollten dem Bonapartisten und begnadigten Verbrecher nicht mehr gehorchen. Daineau verließ Monaco und war einige Zeit später einer der Hauptmithelfer bei der Flucht Bazaines aus dem Gefängniß von Sainte-Marguerite.

Heute liefert die Spielbank von Monto-Corlo ein jährliches Erträgniß von durchschnittlich 25 Millionen Frcs. Ein Sprengen der Bank kommt nicht vor. Jeder Spieltisch ist bei Trente et Quarante täglich mit 150,000 Frcs, jeder Roulette-Tisch mit 80,000 Frcs. dotirt. Sobald das Geld des Spielhalters ebbt, genügt ein Druck auf die elektrische Klingel, um eine neue Dotation beizuschaffen. So hat das Spiel auf dem wüsten Felsenneste Vermögenswerthe von beinahe einer Milliarde geschaffen, und es ist eigentlich traurig wahrzunehmen, wie hier ein Laster einträglicher erscheint als alle Tugend.

Das Loos des Schönen.

Eine heitere Geschichte von Paul Bliß.

Gestern war der junge Maler Willberg zum ersten Male beim Bankdirektor Wolterstein zum Diner gewesen und heute saß er da und hatte vor sich ein aufgespanntes Stück Atlasstoff von ganz zart rosa Farbe liegen, auf das er mit leichter Hand aus lichten Farben einen Reigen tanzender und schäkernder Amoretten malte. Die Arbeit ging ihm spielend glatt von der Hand, denn er war mit Lust und Liebe bei der Sache, und der Zweck, den er mit der Arbeit verfolgte, trieb ihn zur Eile an.

Die Frau Bankdirektor hatte nämlich den Wunsch ausgesprochen, ein von Künstlerhand gemaltes Sophakissen, wie es gerade Mode war, zu besitzen. Das hatte Willberg, der ein praktischer Mensch war, sofort aufgefangen, und nun rechnete er so: wenn du der Frau den gemalten Stoff zu solchem Kissen schenkst, dann kannst du den Mann dafür anpumpen. Und da ein junger Maler, dessen Bilder noch nicht mit Gold aufgewogen werden, immer in sogenannter Verlegenheit ist, so wollte er gleich diesen Umstand benutzen, bei Herrn Wolterstein vorzusprechen.

Schon nach wenigen Tagen war der Stoff bemalt. Es war wirklich ein kleines Kunstwerk geworden, so daß Willberg sich ernsthaft fragte, ob es zum Verschenken nicht zu schade sei. Schließlich rollte er aber doch den Stoff in ein Seidenpapier, und machte sich auf den Weg zum Bankdirektor.

Er traf aber weder den Herrn noch die Frau vom Hause. „Die Herrschaften seien plötzlich abgereist," sagte man ihm.

Enttäuscht ging er wieder nach Hause. Aber schon am nächsten Morgen las er die sensationelle Neuigkeit, daß der Bankdirektor Wolterstein die ihm anvertrauten Depots unterschlagen habe und nun geflohen sei.

Betrübt ließ der arme Maler alle seine Hoffnungen sinken und warf wüthend den bemalten Stoff in die Ecke.

Eine halbe Stunde später besuchte ihn ein Freund, der zufällig die Rolle aufwickelte und dann erstaunt ausrief: „Mensch, das ist ja ein ganz famoses Fächer-Sujet! Komm' nur sofort mit, das machen wir gleich zu Geld, ich weiß einen Abnehmer dafür!"

So schnell wie jetzt war Willberg noch nie zum Ausgehen fertig geworden.

Nach einer halben Stunde bereits hatte er ein sehr ansehnliches Honorar in der Tasche und war aller Sorgen ledig.

So wurde aus dem geplanten Sophakissen ein eleganter Modefächer. Schon wenige Tage später stand er, auf zierliches Elfenbein-Gestell gebracht, in der Auslage und war das Entzücken der gesammten eleganten Damenwelt.

„Sieh' doch nur, was für ein reizend schöner Fächer da ausgestellt ist!" rief die kleine Operettendiva, die mit ihrem Anbeter vorüberging, „den möchte ich wirklich haben, Egon!"

Baron Egon runzelte zwar ein wenig die aristokratische Stirn, da er aber ein jäher Verehrer der kleinen Dame war, widersprach er nicht, sondern ging hinein und kaufte den rosa Fächer.

Die Künstlerin war überglücklich. Erstens gefiel ihr die Farbe und die Malerei ganz außerordentlich, dann aber hatte ihr der Verkäufer gesagt, daß dies ein Original sei und eben nur einmal verkauft werden könne.

Darauf war sie nun erst recht stolz, denn jetzt konnte sie alle ihre lieben Kolleginnen damit ärgern, daß sie etwas besaß, was die Anderen nicht haben konnten.

Natürlich kam es genau so. Die lieben Freundinnen bewunderten all das neue Prachtwerk, ärgerten sich heimlich aber um so mehr.

Doch sollte dies unschuldige Vergnügen der Diva nicht lange dauern. Bereits vierzehn Tage später kam eine Freundin nach der anderen, und jede präsentirte siegesbewußt den gleichen handgemalten Fächer, nicht nur von demselben Stoff, sondern auch mit genau derselben Malerei.

Der Maler Willberg hatte nämlich, angeregt durch das gute Honorar, gleich noch vier solche Atlasstücke bemalt, um die günstige Konjunktur auszunutzen.

Darob war die kleine Diva aber nun dermaßen enttäuscht und verärgert, daß sie grollend den schönen Fächer in einen Kasten warf, um ihn niemals mehr zu benutzen.

Aber die Diva hatte eine Zofe, und dies fesche kleine Ding war weniger skrupulös: sie kramte sich den rosa Fächer heraus und machte ihn nun kurzer Hand zu ihrem Eigenthum.

Acht Tage später hatte die Zofe ihren freien Tag. Sie benutzte den Urlaub, um einen Ausflug zu machen. Und zwar hatte sie ein Rendezvous verabredet mit Johann, dem jungen Reitknecht des Barons Egon, dem sie in heimlicher Liebe zugethan war.

Um sechs Uhr wollten sie sich treffen und dann zum Tanz gehen.

Punkt sechs Uhr war die Zofe zur Stelle, sie hatte ein abgelegtes, aber fast noch neues Kleid ihrer Herrin angezogen, war fesch frisirt und elegant behandschuht, und hatte natürlich auch den schönen rosa Fächer mitgenommen.

Aber sie wartete eine Viertel- und schließlich eine halbe Stunde, doch ihr Johann kam nicht. Endlich verlor sie die Geduld und ging allein in das Tanzlokal, in dem sie sich amüsiren wollten.

Und da fand sie denn ihren Galan, der bereits mit einem anderen Mädchen charmirte.

Wüthend reklamirte sie ihre älteren Rechte, und war nahe daran, eine Eifersuchtsscene zum Besten zu geben, hätte Johann, ein ehemaliger Ulan, nicht Geistesgegenwart genug besessen, sie in den Park hinauszuführen.

Sie suchten die einsamen Wege des nachtstillen Parkes auf, und hier gerieth die verliebte kleine Zofe nun dermaßen in Erregung, daß sie auf ihren ungetreuen Anbeter wüthend losschlagen wollte; da sie aber nichts Anderes zur Hand hatte wie den Fächer, so nahm sie diesen beim Stoff und hieb mit dem Gestell auf Johann ein, so daß die zierlichen Elfenbeinstäbe sehr bald zerbrachen.

Aber ein Soldat darf sich nicht schlagen lassen, selbst nicht von einem hübschen Mädchen, und so nahm er der Kleinen den Fächer weg und schleuderte ihn weit hinein ins Gebüsch, wo er im Dunkel der Nacht verschwand. Dann nahm der tapfere Mann das Mädel beim Kopf, gab ihr ein paar herzhafte Küsse und ließ sie nicht eher los, bis sie ihm verziehen hatte. Nach einer Viertelstunde waren sie ausgesöhnt und gingen dann in ein anderes Tanzlokal.

Der rosafarbene Fächer war vergessen.

Einsam, verschmäht, zerbrochen lag er mitten im Park unter einer Haselstaude.

Nach einigen Tagen fand ihn dort der Gehülfe des Parkwächters. Sorgsam hob er ihn auf, reinigte ihn, so gut es gehen wollte, und nahm ihn mit nach Hause. Dort machte er sich daran, die Schäden an dem Gestell mit kunstgerechter Hand zu repariren, so daß er, nach langer mühevoller Arbeit, zu seiner Freude von den Bruchstellen fast nichts mehr sehen konnte.

„Hier mein liebes Gretchen, habe ich Dir etwas Hübsches aus der Stadt gebracht." Mit diesen Worten trat der junge Mann ein paar Tage später vor seine Braut hin, und überreichte ihr feierlichst den rosa Fächer.

Gretchen war entzückt und belohnte ihren Franz mit einem heißen Kuß.

Aber Gretchens Vater war ein verbitterter alter Mann, der im Leben nichts anderes wie schwere Arbeit und größte Sparsamkeit gekannt hatte.

Als der den eleganten Facher sah, wurde er zornig und sagte kurz und barsch: „Aus der Partie wird nichts! Ein junger Mann, der das schwer verdiente Geld für solchen Firlefanz hingiebt, kann nie ein guter und sparsamer Ehemann werden!"

Und ob das Gretchen auch bat und weinte, der gestrenge Vater schickte am anderen Tag den rosa Fächer an den jungen Mann zurück und schrieb ihm gerade heraus seine Meinung.

Der junge Bräutigam, als er das Schreiben des alten Papas las, wurde nicht weniger wüthend. Das erste, was er that, war, den Fächer, der an all dem Unglück schuld war, zornbebend in die Ecke zu werfen, so daß die zierlichen Stäbe in viele Stücke zerbrachen; aber nicht genug damit, er wollte den Gegnstand seines Aergers überhaupt nicht mehr sehen, und so knüllte er denn den zarten rosa Atlas wüthend zusammen und warf ihn zum Fenster hinaus auf den Müllhaufen. Dann schrieb er einen Brief an den alten Mann und gestand reumüthig, daß er den Fächer ja gar nicht gekauft, sondern ihn nur gefunden und mit vieler Mühe reparirt habe, und daß er sich nur geschämt, dies gleich offen zu bekennen.

Natürlich war der grimmige Alte nun sehr bald versöhnt und zog sein Veto zurück.

Ein gelungener Beweis.

Eine amusante Geschichte wird aus Rom berichtet. Ein eifersüchtiger Ehemann erhielt die Mittheilung, daß seine Frau ihn hintergehe, und so kehrte er eines Tages unvermuthet zurück, um sie zu überraschen. Er fand sie auch zusammen mit einem Fremden, der jedoch erklärte, er wäre der Zahnarzt. „Wenn das so ist," schrie der Ehemann ungläubig, „so ziehen Sie mir sofort einen Zahn aus," — worauf der Fremde seine Zange hervorholte und einen Backenzahn auszog, der ganz gesund war. Er konnte nicht begreifen, warum der Gatte, halb Freude, halb Schmerz an den Tag legend, ihm so herzlich für seine That dankte.

Die Trusts schädigen, das hieße, nach der Ansicht eines Senators, die Gans tödten, welche die goldenen Eier legt. Wär' wirklich nicht schade um diese Gans, denn sie hat die üble Angewohnheit, die goldenen Eier, die sie legt, alle selbst aufzufressen.

* * *

Geld würde einem bedeutend mehr Vergnügen machen, wenn es uns ebenso lange nehmen würde, dasselbe auszugeben als zu verdienen.